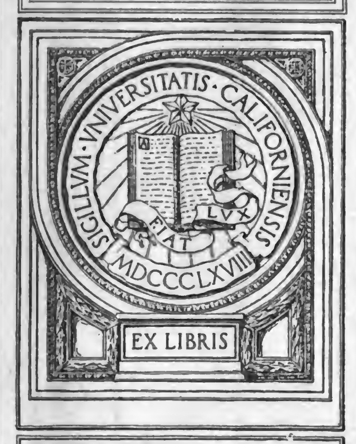
UEBER SPRACHE UND SCHRIFT

Albert Waag




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Ueber

Sprache und Schrift

im Hinblick auf die

jüngste orthographische Konferenz

und

die neue deutsche Einheitsschreibung.

Vortrag,

gehalten in der Aula der Techn. Hochschule zu Karlsruhe
am 16. Dezember 1901

von

Oberschulrat Dr. Albert Waag, 1863–
a. o. Prof. an der Techn. Hochschule zu Karlsruhe.

Lahr i. B.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1902.

Vorbemerkung.

In nächster Zeit wird unter Zustimmung der deutschen Bundesregierungen die einheitliche deutsche Rechtschreibung in Schule und Amtsverkehr in allgemeinen Gebrauch kommen. Aus mancherlei ablehnenden Aeusserungen geht aber hervor, dass über Aufgabe und Leistungsfähigkeit einer brauchbaren Orthographie immer noch vielfach unklare Vorstellungen vorhanden sind. So ist die Veröffentlichung dieses Vortrags über das Grundverhältnis von Sprache und Schrift vielleicht nicht unwillkommen, indem hierdurch die Vorschläge der jüngsten orthographischen Konferenz, an der ich als Vertreter der badischen Regierung teilzunehmen die Ehre hatte, auf die leitenden Beweggründe zurückgeführt werden.

Unter den einschlägigen Schriften, auf die ich mich besonders stütze, nenne ich vor allem die Abhandlung meines verehrten Lehrers Hermann Paul in München „Zur orthographischen Frage" (Berlin, 1880, in den Anmerkungen am Schluss angeführt als Paul I) und dessen Betrachtung über „Sprache und Schrift" in Kapitel 21 seiner „Prinzipien der Sprachgeschichte" (Halle, 3. Auflage 1898 = Paul II).

Ferner verweise ich auf W. Wilmanns, „Die Orthographie in den Schulen Deutschlands“ (Berlin, 2. Auflage 1887), sodann auf zwei Schriften von Karl Erbe, „Leichtfassliche Regeln für die Aussprache des Deutschen mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung“ (Stuttgart, 1893 = Erbe I) und „Die drohende Verschlimmerung des Rechtschreib-Elends“ (Stuttgart, 1900 = Erbe II).

Karlsruhe, Februar 1902.

A. W.

Als im verflossenen Frühjahr (1901) verlautete, es solle in Berlin auf Veranlassung der Reichsregierung eine orthographische Konferenz zusammentreten, da war vielfach die Meinung, es werde wohl nichts Nützliches daraus hervorgehen. Und solche Meinung liess sich begreifen. Hat doch auch vor 25 Jahren die erste Berliner Rechtschreibkonferenz kein unmittelbares Ergebnis gehabt; haben doch einige Jahre später die danach gestalteten Regelbücher nur die unselige Kluft geschaffen zwischen Schul- und Verkehrsorthographie; hat doch kein andrer, als der grosse Staatsmann, den zu ehren uns allzeit und auch heute Herzenssache ist, hat doch unser Bismarck die im Jahre 1880 in Preussens Schulen eingeführte Orthographie durch einen Machtspruch mit Acht und Bann belegt und für den amtlichen Schriftverkehr aller ihm unterstehenden Behörden verboten!

Wozu also eine abermalige Konferenz? Und als die Einberufung aber dennoch erfolgte und die Vertreter der Bundesstaaten bestimmt wurden, da waren es dem einen zu viel Schulbeamte und zu wenig Gelehrte, dem andern zu viel Philologen und zu wenig Vertreter des Buchhandels und der Presse. Und als dann die Beschlüsse der im verflossenen Juni stattgehabten Konferenz lautbar wurden, da waren die Reformer mit den wenigen beantragten Aenderungen nicht zufrieden und meinten, die Abgesandten hätten lieber gleich ganz zu Hause bleiben können.

Da ich nun selbst einer dieser Abgesandten war, stehe ich gleichsam als ein Angeklagter vor Ihnen, und Sie gestatten mir wohl ein Wort der Verteidigung.

Wer hätte nicht über unsre Orthographie zu klagen? Wer hat nicht gleich eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen zur Hand? Aber so einfach auch die Sache zu sein scheint, so ist doch das Grundproblem vielfach verkannt, indem über das eigentliche Verhältnis zwischen Sprache und Schrift keine deutlichen Vorstellungen vorhanden sind. — Allerdings haben sich die Ansichten in den letzten 25 Jahren etwas geklärt; denn während die letzte Junikonferenz sich nur mit einer Reformrichtung, nämlich mit der phonetischen auseinanderzusetzen hatte, so musste sich die Januarkonferenz des Jahres 1876 ausserdem noch mit der entgegengesetzten, der sog. historischen Richtung abfinden, die heute nur wenig Anhänger hat.

Da müssen wir uns zunächst fragen: Was wollte denn diese historische Richtung? Sie wollte den Wirrwarr der Rechtschreibung dadurch lösen, dass sie nach Möglichkeit zurückgriff auf die früheren Schreibungen zur Zeit der altdeutschen Klassiker, also eines Walther von der Vogelweide, eines Wolfram von Eschenbach, um so zugleich Freude und Verständnis für die alten Dichter und deren Sprache zu fördern. Und diese Richtung hatte ein vornehmes Haupt, denn sie konnte ihre Forderungen auf Jakob Grimm, den Altmeister der deutschen Sprachwissenschaft, mit gutem Grunde zurückführen.[1]) Aber bei allen, die nicht geschichtliche Sprachstudien trieben, fand sie wenig Beifall. Denn wie mühsam wäre doch die Einprägung der so geforderten Schreibungen! Da sollte z. B. für das unbestimmte Zahlwort *viel* künftig *vil* geschrieben werden, für *Ziel* nur *Zil*, also kein *ie*, weil früher nur *i* vorhanden war, dagegen *tief* oder *dienen* wie heute, weil hier das Mittelhochdeutsche wirklich einen Diphthong *ie* aufweist. Dies und andres mehr wollte die historische

Richtung. Aber in Wahrheit ist diese Richtung gar nicht historisch, sondern sie wird dadurch, dass sie die Entwicklung unserer Sprache in den letzten 6 Jahrhunderten nicht achtet, in Wirklichkeit unhistorisch. Und so begreiflich auch die Neigung Jakob Grimms zum altehrwürdigen Schriftgebrauch sein mag: heutzutage ist kein Zweifel mehr, dass unsre Schrift nur praktischen Zwecken dienen soll, dass sie also auf keinerlei antiquarische Liebhabereien Rücksicht nehmen darf.

Während nun aber die Junikonferenz vor einem halben Jahre sich mit dieser sog. historischen Richtung nicht mehr zu befassen hatte, musste sie sich desto nachdrücklicher mit der phonetischen Richtung auseinandersetzen, die schon lange heftig an die Pforten unserer Orthographie anklopft.

Was will nun diese phonetische Richtung? Sie will Ernst machen mit dem alten Grundsatz: „Schreibe, wie du sprichst“ oder in anderer Fassung: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.“ Bei solchen Bestrebungen findet diese Richtung in unserer heutigen Orthographie mancherlei Unzulänglichkeiten, die sie ändern möchte ohne Rücksicht auf die bisherige Uebung und Gewöhnung, zum Teil unter Einführung neuer Schriftzeichen. Aber so sehr es zu begrüssen ist, dass zu sprachwissenschaftlichen Zwecken unter Aufbietung vieler Unterscheidungszeichen sog. phonetische Transskriptionen von Schriftsprachen und von Dialekten versucht werden, so ist doch kein Zweifel, dass solche Schreibsysteme für den Alltagsbedarf vollständig unbrauchbar und überflüssig sind.

Erstaunt wird man nun aber fragen: Wie ist es möglich, dass unser Alphabet mit seinen 26 Buchstaben nicht ausreichen soll? Giebt es denn Lautwerte, die darin nicht enthalten sind? Und diese Frage nötigt uns, in Kürze auf das Grundverhältnis von Sprache und Schrift etwas einzugehen.[2])

Da müssen wir uns zunächst klar machen, dass die Schrift niemals ein getreues Abbild der Sprache sein kann. Man darf nicht etwa unterscheiden zwischen Sprachen, in denen die Aussprache von der Schrift abweicht, und solchen, in denen man schreibt, wie man spricht, wie manche z. B. das Englische und Französische in einen derartigen Gegensatz zum Deutschen stellen möchten; wie wenig auch im Deutschen Schrift und Aussprache übereinstimmen, dafür sei nur der Diphthong *eu* und *äu* angeführt, der doch als *oi* gesprochen wird, wie z. B. in *Freude, täuschen*. Es passt sich also nur die Schrift hier besser, dort schlechter an die Aussprache an, aber immer ist sie unzulänglich, wie eine flüchtige Skizze ein ausgeführtes Gemälde nicht ersetzen kann. Besteht doch auch eine Grundverschiedenheit in dem Wesen der beiden, wie in dem Verhältnis zwischen Linie und Zahl: die Sprache und die Linie sind kontinuierlich, und so wenig die Abstufung der Grössenverhältnisse im Raum bis ins Kleinste durch Zahlen ausgedrückt werden kann, so wenig die unendliche Kette der Laute durch Buchstaben. Innerhalb der einzelnen Laute giebt es nämlich eine grosse Reihe von Zwischenstufen. So sind in unserer Sprache bekanntlich zwei verschiedene *ch* vorhanden, wie in *ich* nach hellem, in *Buch* nach dunklem Vokal; aber damit nicht genug, sondern man kann mindestens 5 verschiedene *ch* unterscheiden, wenn man nacheinander Wörter spricht wie *ich, Pech, nach, hoch, Buch;* man bemerkt, wie die Zunge, die an dem Gaumen eine Enge bildet, allmählich weiter nach hinten rückt. Ebenso sprechen wir ein verschiedenes *k* in Wörtern wie *Kirche, kehren, Katze, Kohle, Kuh;* ist auch der verschiedene Klang schwerer zu erfassen, so können wir doch auch hier bemerken, wie sich die Berührungsstelle zwischen Gaumen und Zunge immer weiter nach hinten legt, entsprechend der Beschaffenheit des folgenden Vokals. Und thatsächlich giebt es Sprachen, in denen für die verschiedenen *k*-Laute besondere Bezeichnungen in der Schrift

vorhanden sind. Aber es lassen sich nicht nur verschiedene Abstufungen eines Einzellautes feststellen, sondern es finden sich auch Uebergangsstufen zwischen verschiedenartigen Lauten, wie z. B. zwischen *k* und *t*; bekanntlich erscheint in der Kindersprache statt *k* zunächst ein *t*, und wenn sich dann statt des unrichtigen *Taffee* schliesslich *Kaffee* einstellt, so geschieht das nicht von heute auf morgen, sondern nach vielen feinen Zwischenstufen. So giebt es also eigentlich eine unendliche Mannigfaltigkeit in der Hervorbringung von Einzellauten!

Sodann ist aber in der Sprache noch in andrer Hinsicht ununterbrochene Kontinuität mit vielen Uebergängen vorhanden, nämlich im Zusammenhang der gesprochenen Rede: das gesprochene Wort besteht eigentlich nicht aus einer bestimmten Anzahl von Lauten, wie das geschriebene aus einer Anzahl von Buchstaben, sondern es besteht aus einer zusammenhängenden Reihe von unendlich vielen Lauten. Solche Uebergangslaute, die sich zwischen den Einzellauten einstellen, sind am leichtesten wahrzunehmen bei den Diphthongen. Wenn z. B. der Diphthong *ai* gesprochen wird im Gegensatz von getrenntem *a* mit folgendem *i*, so findet ein allmählicher Uebergang statt von der Mundstellung des *a* zu der des *i*, wobei verschiedene Vermittlungsstellungen in der Hervorbringung durchzumachen sind, die sich über den Zwischenlaut *e* hin bewegen; ähnlich stellen sich beim Diphthongen *au* Vermittlungslaute ein von der Art eines *o*. Auf dem Gebiet konsonantischer Uebergangslaute sei an die bekannte Wahrnehmung erinnert, dass in der Umgangssprache *Gans* und *ganz*, *Hals* und *Schmalz* in den Endkonsonanten nicht unterschieden werden, indem sich zwischen *n* und *s*, wie zwischen *l* und *s*, der Uebergangslaut *t* unwillkürlich einfindet und *t* mit folgendem *s* eben den Lautwert von *z* darstellt.

Die Buchstaben bezeichnen also in Wirklichkeit nur gewisse charakteristische Punkte einer fortlaufenden Reihe, wie auch die

Zahlen auf einer Linie die Entfernungen nicht bis ins Kleinste ausdrücken können. Was aber zwischen jenen Punkten liegt, ergiebt sich nur bis zu einem gewissen Grade, indem zwischen verschiedenen Möglichkeiten ein Spielraum gegeben ist. Für die Schrift ist es nun nicht leicht, jene charakteristischen Punkte herauszufinden, und „wir befinden uns in einer Selbsttäuschung, wenn wir meinen, dass wir dies beim Schreiben thun. Wir wenden vielmehr eine auswendig gelernte Orthographie an, wobei wir uns das Verhältnis der einzelnen Buchstaben zu den gesprochenen Lauten gar nicht mehr klar machen“.[3]) Daraus ergiebt sich ja auch die pädagogische Forderung, dass beim orthographischen Unterricht die Schriftbilder weniger durch Zerlegung des Wortes in seine Einzellaute als durch Abschreiben in mechanischer Nachahmung eingeprägt werden sollen.

Aber nicht genug, dass sich die einzelnen Laute und die einzelnen Buchstaben nie ganz entsprechen können: es ist ferner zu bedenken, dass es für eine streng phonetische Schreibweise auch keine feste Gestalt der einzelnen Wörter giebt, sondern ganze Sätze in ihrem Zusammenhang erfasst werden müssen. Das ist die Aufgabe der sog. Satzphonetik! In lebendiger Rede zeigt sich vielfach der Einfluss des Auslauts des vorhergehenden Wortes auf den Anlaut des folgenden Wortes und umgekehrt; dazu gehört ja auch die allbekannte Erscheinung der Bindung im Französischen: *nous avons*, aber *nou(s) faisons*; *est-il*, aber *es(t)-ce*. In unserer Schriftsprache ist zwar Derartiges im Gegensatz zu den Mundarten durch ausgleichende Tendenzen vielfach zurückgedrängt, aber keineswegs völlig beseitigt. Niemand sagt z. B. in natürlicher Rede: *bist | du*, *hast | du* der Schreibung gemäss, sondern mit Zusammenziehung *bistu*, *hastu*, wo nur ein *t*-Laut gehört wird, anders als in der Wortfolge *du bist*, *du hast*, so dass nach streng phonetischer Forderung eigentlich zwei Schreibungen desselben Wortes nötig wären!

So ist eine genaue Anpassung der Schrift an gesprochene Rede

überhaupt unmöglich. Die gewöhnliche Schrift ist eben gar nicht dazu da, ein genaues Bild der Aussprache zu geben: sie ist „nicht dazu da, jemanden, der die betreffende Sprache noch nicht kennt, über die Natur der darin vorkommenden Laute zu belehren. Sie ist nur für den Angehörigen der Sprachgenossenschaft, der mit seiner Muttersprache schon ganz genau vertraut ist, soll und kann weiter nichts leisten, als zum Erkennungszeichen für etwas schon Bekanntes zu dienen".[4]) Niemand kann ja auch eine fremde Sprache, wenigstens die wirklich gesprochene, lebendige Sprache bloss nach der Schrift erlernen, ohne dass er sie sich von einem der Aussprache Kundigen vorsprechen liesse.

Diese Beschränkung für die Aufgabe der Schrift zugegeben, ist eine geringere Zahl von Zeichen erforderlich, als nach der Vielgestaltigkeit der Laute zu erwarten wäre. Wenn aber, abgesehen von der allgemeinen Unzulänglichkeit heutzutage zwischen Laut und Buchstabe manches Missverhältnis besteht, so wird das durch Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung vielfach verzeihlich, ja, als eine Notwendigkeit begreiflich. — Aber wie soll man verzeihen, dass in unserer Schrift z. B. für den Laut *f* bald das Zeichen *f*, bald *v* erscheint? Oder wie ist man darauf gekommen, für den einheitlichen Zischlaut *sch* in der Schrift dies aus 3 Buchstaben bestehende Zeichen zu verwenden? Sehen wir näher zu! Zunächst über *v* und *f*!

Als unsre Altvordern begannen, ihre Sprache aufzuzeichnen, da haben sie, wie fast sämtliche Völker, sich kein Alphabet nach den Bedürfnissen ihrer Sprache neu geschaffen, sondern sie haben das überlieferte Alphabet einer fremden Sprache der ihrigen angepasst, und zwar in diesem Fall das der lateinischen. Als nun das Althochdeutsche zuerst im 8. Jahrhundert im lateinischen Alphabet aufgezeichnet wurde, da war ein dem lateinischen Lippenzahnlaut *v* (wie französisch *v* in *vin*, englisch *v* in *violet*) entsprechender Laut im damaligen Deutsch nicht vorhanden; unser *w* wurde

nämlich damals noch wie im Englischen mit der Lippenstellung eines *u* gesprochen und dem entsprechend mit *u* geschrieben oder verdoppelt *uu*, woraus ja das Zeichen *w* entstanden ist, wie auch aus der Benennung *double u* des englischen Alphabets erhellt. So war das lateinische Schriftzeichen *v* frei und wurde nun gleichwertig wie *f* verwendet, indem dieser Laut dem Lautwert des lateinischen *v* am nächsten stand. Später konnte es durch die willkürliche Regelung der Grammatiker kommen, dass sogar Wörter gleichen Stammes durch verschiedene Schreibung voneinander getrennt wurden, wie *voll*, das doch zu *Fülle* und *füllen* gehört, oder wie *vor* und *für*, deren Zusammenhang z. B. hervorgeht aus dem altertümlichen *fürnehm* neben *vornehm*, aus *fürlieb nehmen* neben *vorlieb nehmen*.

Wie konnte man aber andrerseits auf das zusammengesetzte Zeichen *sch* kommen für den einheitlichen Zischlaut? Da ist zu bedenken, dass eine Schreibung vor einigen Jahrhunderten vollständig phonetisch zutreffend gewesen sein kann, aber mit der heutigen Aussprache doch nicht übereinzustimmen braucht, weil jede lebende Sprache in ewigem, unaufhaltsamem Wandel begriffen ist, wie in dem inneren Gehalt, so in der äusseren Form. Die Schreibung bleibt dem gegenüber vielfach auf dem alten Standpunkt stehen, besonders seit Fixierung der Schrift durch den Druck. Dazu kommt, dass die veränderte Aussprache vielfach nicht so leicht durch veränderte Schrift auszudrücken ist, weil die Lautveränderungen langsam, mit vielen unbemerkten Zwischenstufen vor sich gehen, so dass die Schrift gar nicht Schritt für Schritt mitgehen, sondern gleichsam nur durch einen gewaltsamen Ruck nachkommen könnte, bisweilen nur durch Erfindung ganz neuer Schriftzeichen, wovor man aber meistens zurückscheut. So ist es nun auch mit unserem *sch*! Diese Schreibung hat sich vor etwa 800 Jahren zu einer Zeit festgesetzt, wo thatsächlich ein Doppellaut *s-ch* gesprochen wurde, also eine Lautverbindung wie in den Zusammensetzungen *Häus|chen*, *Gläs|chen*, und diese Aussprache des *sch*

ist jetzt noch in Westfalen zu finden, z. B. in *S-chinken*. Aber dieses Zeichen wurde in Ermangelung eines andern beibehalten, als der Doppellaut *s-ch* in den einheitlichen *sch* überging, und es wurde dann auch dort eingesetzt, wo der Laut *sch* unmittelbar aus *s* vor *l, m, n* entstanden, wie *sch* in *schlafen*, *schmal*, *Schnee* aus mittelhochdeutsch *slâfen, smal, snê* (man denke an die stammverwandten englischen Wörter *sleep, small, snow*), wo also niemals der Zwischenlaut *s-ch* bestanden hat.

So erklären sich auch andere Missverhältnisse zwischen unserer Sprache und unserer Schrift, auf die wir aber hier nicht eingehen können, einmal aus der Uebernahme des lateinischen Alphabets durch unsere Altvordern, zum zweiten aus den Veränderungen der Aussprache, denen die Schrift nicht gefolgt ist. — Ein phonetisches Missverhältnis in unserer Schrift ist uns aber besonders bemerkenswert und zwar deshalb, weil es eingetreten ist im Gegensatz zu der früheren phonetisch genauen Schreibung, obwohl in diesem Fall die Aussprache sich seitdem nicht verändert hat: das betrifft die sog. Auslautsverhärtung! In unserer schriftdeutschen Aussprache, besonders in der pathetischen Sprechweise der Bühne, ist ja bekanntlich ein ziemlicher Unterschied in der Aussprache von *g, d, b* im Stammauslaut, im Gegensatz zum Inlaute, z. B. zwischen *der Tag — die Tage*, *leid — leider, lieb — lieber*. Ganz dieser Aussprache entsprechend, wurde schon seit Jahrhunderten im Mittelhochdeutschen geschrieben *tac — tages, leit — leider, liep — lieber*. Auch in unserer heutigen Aussprache ist die Auslautsverhärtung unverändert bestehen geblieben; das zeigt sich uns ja in der Schwierigkeit, in französischen Wörtern wie *malade* oder in englischen wie *child*, *dog*, *cab* den Konsonanten am Ende stimmhaft zu sprechen. Im Gegensatz zu der Aussprache ist aber in unserer Schrift die Auslautsverhärtung beseitigt, indem hier das Prinzip der Analogie thätig war, jener psychologische Vorgang, der ja auch in Laut- und Formentwicklung jeder

Sprache eine gewaltige Rolle spielt und zu Ausgleichungen führt. Und obwohl die streng phonetische Schreibung darunter leidet, werden wir doch in solchen Fällen die Gleichförmigkeit des Wortbildes als eine segensreiche Einschränkung des phonetischen Prinzips begrüssen.

So ist es also klar, dass eine praktisch brauchbare Schrift niemals den Versuch machen kann, ein genaues Bild der Aussprache zu geben, dass sie nicht dazu da ist, phonetische Thatsachen zu übermitteln, sondern dass sie eben nur als Erkennungszeichen für etwas bereits Bekanntes dienen kann.

Auf diesen Boden stellte sich nun auch die jüngste orthographische Konferenz; war sie doch auch nur zu dem Zwecke berufen, wie es in der Einladung hiess, „eine einheitliche deutsche Rechtschreibung zu erzielen", also nur das Bestehende zu vermitteln, nicht aber einen schroffen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen.

Gingen nun aber auch in Einzelfragen die Ansichten der Teilnehmer bisweilen auseinander, so war man jedoch darüber völlig einig dass ein Ausgleich nur in Anlehnung an die seit 20 Jahren amtlich eingeführten, in den meisten Punkten übereinstimmenden Schulorthographien möglich sei. Werden doch bereits jetzt $^5/_6$ aller Bücher und $^3/_5$ aller Zeitschriften, also die erdrückende Mehrheit alles Schriftwesens, in der Schulorthographie gedruckt.[5])

So konnte das Gespenst der sog. „Reichspostorthographie", das vor Jahresfrist wenigstens eine drohende Gefahr war, eigentlich nur noch von der humoristischen Seite betrachtet werden. Zwar war es eine That erstaunlichen Fleisses, als der Berliner Oberpostassistent Nitschke im vorigen Jahre (Januar 1900) auf Grund der Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuchs ein orthographisches Wörterverzeichnis veröffentlichte, dem er, besonders

im Anschluss an Wustmanns bekannte „Sprachdummheiten“, einzelne Bemerkungen aus der Sprach- und Stillehre beigab. Wohl handelte Nitschke ohne einen bestimmten Auftrag, aber seine Behörde hatte die Rechtschreibung des „Bürgerlichen Gesetzbuches“ kurz zuvor als massgebend bezeichnet. Alle Ehre nun dem Inhalt des Bürgerlichen Gesetzbuches, denn es bedeutet einen Markstein in der inneren Einigung unseres Vaterlandes! Aber das äussere Kleid seiner Rechtschreibung verdankt es nicht einem zielbewussten Plane, sondern nur dem Zufall oder der Laune einiger Abschreiber und Setzer. So war es ein durchaus unglückliches Vorgehen der Reichspostverwaltung, die Orthographie des Bürgerlichen Gesetzbuches in den allgemeinen Verkehr einzuführen, und es ist kein Wunder, dass die Schöpfung von Nitschke, dem auch sprachgeschichtliches Verständnis begreiflicherweise völlig abging, eine Masse von Ungereimtheiten aufweist, auf die wir aber hier nicht eingehen wollen.[6])

So lehnten sich denn die Vorschläge der Konferenz mit gutem Grunde an die Schulorthographien an, die seit etwa 20 Jahren in den deutschen Bundesstaaten eingeführt sind. Es erschien zuerst das bayrische Regelheft 1879, dann das preussische 1880, das badische 1881. Vielfach heisst diese fast gleichförmige Orthographie die Puttkamer'sche nach dem damaligen preussischen Unterrichtsminister von Puttkamer; richtiger wird sie auch die Raumer'sche Orthographie genannt nach dem hochverdienten bayrischen Gelehrten Rudolf von Raumer, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einheit der deutschen Rechtschreibung anstrebte, der auf der Januarkonferenz 1876 das entscheidende Wort sprach, und der auch im ganzen der Schöpfer des bahnbrechenden bayrischen Regelbuchs war.[7])

An dieser Raumer'schen Orthographie, oder mit andern Worten, an den heutigen Schulorthographien glaubte nun die jüngste Junikonferenz ausser dem Ausgleich in Kleinigkeiten nur eine be-

deutsame Aenderung vornehmen zu sollen, das ist die Beseitigung sämtlicher *th* in deutschen Wortstämmen. Zwar hatte schon die Januarkonferenz vor 25 Jahren einstimmig die völlige Beseitigung „des wankenden, unnützen Zeichens“ *th* beschlossen [8]), aber die bayrische, und demnach auch die andern Schulorthographien wagten bedauerlicherweise n i c h t so weit zu gehen, sondern behielten das Schriftzeichen *th*, das früher ja im An- und Auslaut üppig wucherte, in jenen bekannten 8 Wortstämmen im Anlaut bei, so dass *th* noch vorgeschrieben ist in den Wörtern *das Thal, der Thon* (Erde), *der* und *das Thor, der Thran, die Thräne, thun* (mit den zugehörigen Ableitungen), *die Thür*. Das w a r und i s t noch eine reiche Quelle von S c h r e i b - f e h l e r n und hat wohl als die grösste, offenkundigste Inkonsequenz am meisten gegen die Schulorthographie gereizt: ist doch auch der Grund nicht stichhaltig, der hier für die Beibehaltung des *th* vorgeschützt wurde; denn *h* wird als Längezeichen des Vokals sonst n i c h t v o r, sondern n a c h dem betreffenden Vokal gesetzt, und überhaupt bleibt ja die Länge des Vokals auch in der Schulorthographie oft genug ganz unbezeichnet, wie in *Rat, gut, Name, loben*.

So ist auch bereits in der S c h w e i z seit 1892 zwar unsre Schulorthographie angenommen, aber mit der Aenderung, „dass die Inkonsequenzen dieser Orthographie inbetreff des *th* verschwinden“, d. h. unter allgemeiner Beseitigung des *th* in deutschen Wörtern.[9])

Wohl war sich die Konferenz bewusst, dass noch manche andere Punkte der Besserung bedürftig wären, so vor allem eben die Bezeichnung der V o k a l l ä n g e, die ja bei fast allen Vokalen auf dreifache Weise ausgedrückt wird, nämlich durch e i n f a c h e n Vokal, oder durch m e h r f a c h e n Vokal oder durch Beifügung von *h*; ferner sei erinnert an das störende Nebeneinander von *f* und *v*, an die Verwirrung der *s*-Laute, an den Wechsel von *ai* und *ei*, obwohl hier in der Mustersprache kein Unterschied vorhanden ist. Aber die Konferenz glaubte diese und andere Punkte einstweilen unberührt lassen zu

sollen, weil sonst eine grosse Masse ungewohnter Schriftbilder entstanden und andrerseits manche liebgewordene Unterscheidung gleichlautender, aber in der Bedeutung unterschiedener Wörter beseitigt worden wäre, wie bei *lehren* im Sinn von „unterrichten“ und *leeren* so viel als „leer machen“, *malen* vom Maler, und *mahlen* vom Müller, *Seite* im Buch und *Saite* an der Geige, wobei ja in der Mustersprache kein Unterschied gehört wird.

Und was die Hauptsache war: aus Zweckmässigkeitsgründen mussten unter Verzicht auf ein Idealbild derartige Vorschläge auf Vereinfachung unterdrückt werden, da nie und nimmer zu erwarten gewesen wäre, dass die Bundesregierungen eine solche Orthographie in den amtlichen Verkehr der Behörden eingeführt hätten.

Und das war ja doch die Losung der Konferenz: Beseitigung der Kluft zwischen Schul- und Dienstorthographie! Bismarcks Machtspruch gegen die Puttkammer'sche Orthographie, wovon wir eingangs gesprochen, lässt sich daraus begreifen, dass er die Rechtschreibfrage noch nicht für spruchreif hielt, dass er befürchtete, es könne ein Riss entstehen zwischen der Amtsorthographie Preussens und der der andern Bundesstaaten, da ja diese sich nicht vorher an die Schulorthographie gebunden erklärt hatten. Diesmal aber war die Sache besser vorbereitet. Der preussische Unterrichtsminister hatte sich zuerst beim Reichskanzler dessen versichert, dass die Behörden des Reichs, sowie die Preussens und auch der andern Bundesstaaten im Amtsverkehr zu folgen bereit seien, falls eine Einigung der Vertreter auf der orthographischen Konferenz stattfinde. Um aber die Zustimmung sämtlicher Bundesstaaten zu finden, war weise Mässigung in den Vorschlägen geboten. Thatsächlich ist nun auch, wie mir von Berlin mitgeteilt wird, die formelle Zustimmung der meisten Bundesregierungen bereits erfolgt, und auch unsre Regierung hat sich bejahend geäussert.

Keinem Zweifel unterliegt es ja, dass in späterer Zeit noch

weitere Reformen erfolgen müssen. Das liegt in der Natur der Sache, denn jede Orthographie ist eine gesellschaftliche, eine soziale Einrichtung; und so wenig sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit forterben dürfen, so wenig darf die Orthographie ewig stillstehn, sondern sie muss sich den geänderten Verhältnissen von Zeit zu Zeit anpassen. So braucht man ja auch z. B. kein grosser Prophet zu sein, um zu sagen, dass die deutsche Schrift vor der lateinischen und die grossen Anfangsbuchstaben vor den kleinen einmal zurückweichen werden.

Einstweilen aber wollen wir uns begnügen, wenn die einheitliche deutsche Schulorthographie in den allgemeinen Amts- und Dienstverkehr eingeführt wird, damit das lästige Umlernen wegfällt für alle diejenigen, die aus der Schule in den Verkehr hinaustreten; denn das ist doch etwas Unwürdiges! Und sicher wird es nur zur Ehre unserer Nation gereichen, wenn im ganzen Reich nur e i n Schriftgewand zu sehen ist. Zwar ist ja die Schrift nur die Schale von der Schale, wenn der Gedanke der Kern, das gesprochene Wort die Hülle und die Schrift wiederum deren Gehäuse ist. Aber die Schrift ist das Einzige, was sich in eine sichtbare Form fassen lässt; und wie sie einen wertvollen Inhalt übermittelt über Berg und Thal und über viele Generationen hinaus, so soll ihre Form auch von uns in sorgfältige Obhut und Pflege genommen werden.

Führte nun die Sorge um die deutsche Schrifteinheit die Teilnehmer der Konferenz zu dem vaterländischen Gedanken der R e i c h s e i n h e i t, so that sich aber vor ihnen noch ein andrer erhebender Ausblick auf: sass doch unter ihnen ein Sendbote der ö s t e r r e i c h i s c h e n R e g i e r u n g, der aufs bestimmteste versicherte, dass die österreichische Monarchie in Schule und Verkehr den Beschlüssen der Konferenz freudig folgen wolle. Und auch aus der S c h w e i z erklang die Kunde, dass das Gleiche geplant sei, wie ja

schon bisher dort die deutsche Schulorthographie im grossen und und ganzen angenommen ist.[10])

So wird die neue deutsche Schrifteinheit auch über die deutschen Grenzpfähle hinaus sich Geltung verschaffen, und ohne damit irgendwelche politische Erwägungen verquicken zu wollen, so freuen wir uns doch, dass künftig deutsches Wort im gleichen Gewand erscheinen soll, allüberall „so weit die deutsche Zunge klingt“! Möge dem bald so sein: dann hat die Berliner Junikonferenz doch nicht umsonst getagt!

Anmerkungen.

[1]) Vgl. Paul I, S. 27; Wilmanns, S. 11.

[2]) Vgl. Paul I, S. 4—8; Paul II, S. 348—358.

[3]) Paul I, S. 6.

[4]) Paul I, S. 8.

[5]) Nach den Ermittelungen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Vgl. „Der Kampf um die deutsche Schulschreibung im Jahre 1900“. Leipzig 1900. S. 27.

[6]) Vgl. Erbe II, S. 6—12.

[7]) Vgl. Wilmanns, S. 14, 19—21.

[8]) Vgl. Wilmanns, S. 113.

[9]) Vgl. Erbe I, S. 35.

[10]) Vgl. oben S. 16.



